

Dispositive der Ansteckung

Funken, die überspringen, Ideen, die sich verbreiten, Füße, die im Rhythmus wippen... Ansteckend sind nicht nur Viren, sondern auch Lachen und Gähnen, Visionen oder Emotionen. Das Seminar untersucht Metaphoriken der Infektion in Resonanz mit medizinischen Diskursen. Wo wird man durch was angesteckt? Was fungiert jeweils als Medium der Übertragung? Wie fördern bzw. unterbinden bestimmte Dispositive Austausch und Ansteckung? Wie immunisieren sich Gesellschaften gegen bestimmte, als infektiös diffamierte Gruppen oder Ideen? Und: Wie verändern sich Prozesse sozialer Ansteckung unter den Bedingungen einer Pandemie?

Als Diskussionsgrundlage dienen antike Rhetoriklehren ebenso wie Ansätze der Diskursanalyse, der Rezeptionsästhetik, der mimetischen Theorie, Medizingeschichte und Massenpsychologie. Bezugnehmend auf die Horazsche Behauptung, wonach nur ein Redner zu Tränen rühren könne, der zuvor selbst Leid empfunden habe, übertragen neuzeitliche Autor*innen das Prinzip von der Sprache auf die Kunst. In der Moderne finden die durch „method acting“ erzeugten Tränen ihren bevorzugten Ort im Kino, Ohrwürmer kriechen durchs Grammophon. Bestimmte Räume und große Gruppen scheinen Ansteckung zu begünstigen: 1895 prägt Gustave le Bon dafür den Begriff der „contagion mentale“.

Vollends epidemisch wird die Verbreitung von Bildern im digitalen Zeitalter. „Influencer“ fungieren als „Superspreader“, virale Inhalte und Memes werden in immer größerer Geschwindigkeit gestreut und mutieren auf ihrem Weg durch die sozialen Medien. In der Pandemie wird das Virus, wie Boris Groys es formuliert, selbst viral: immer mehr Bilder, Videos und Nachrichten befassen sich mit Covid-19.

Neben der Metaphorik untersucht das Seminar auch die Figurationen von Ansteckung: Wie wurde und wird versucht, Infektionsgeschehen zu visualisieren? Die Studierenden sammeln und kommentieren Bilder von Pestpfeilen und Totentänzen, Drachenhauch und Cholera-Wasser; analysieren Splitscreens, Röntgenbilder, Computeranimationen, Karten und Diagramme: die Exponentialkurve erweist sich als Ikone der Corona-Pandemie.

Das Seminar steht mitten im JETZT und übt sich gleichzeitig in Distanz: anfangs vor Ort, später via Webex bietet es Raum zur Reflexion aktueller, aber auch historischer Bildwelten und Diskurse. Die Diskussion über theoretische und historiografische Texte, Pandemie-Filme, Bilder, Videos und Memes bietet neue Perspektiven auf die Gegenwart. Das JETZT wird kaleidoskopisch gebrochen. Die Uni als Ort der intellektuellen und emotionalen Ansteckung wird dabei schmerzlich vermisst – kleine Virus-Mengen aber dringen auch durch die Poren unserer Bildschirme.

Anne von der Heiden, Jasmin Mersmann,
Luana Bechstein

Wie wollen wir JETZT! zusammen leben?

Prototypische Werkzeuge zur resilienten Gestaltung des öffentlichen Raums in der pandemischen Gegenwart

Seit Beginn der Pandemie ist die Gegenwart übermächtig geworden. Das JETZT hat sich gewissermaßen in die Unendlichkeit ausgebrei-

tet und versperrt uns den Blick auf langfristig mögliche Ziele, so dass unsere Spekulationen und Träume nicht wie üblich in die Zukunft blicken, sondern an Überlegungen zu den kommenden Tagen und Wochen hängenbleiben. Vor diesem Hintergrund richtete sich das Entwurfsprojekt „Wie wollen wir JETZT! zusammen leben?“ auf das Erreichbare – die unmittelbare Gegenwart – und leitete das spekulative Potential, das zur Zeit in einer ungreifbaren Zukunft verhallt, ins JETZT um.

Urban Commons

Die Gemeinschaft, das Gemeinwohl, die „urban commons“ sind wertvolle kollektive Ressourcen, die durch die andauernde Pandemie auf den Prüfstand gestellt werden und sich langsam, aber stetig radikal und dauerhaft verändern. Während sich Menschen und Gemeinschaften an die neuen Gegebenheiten anpassen, bleiben Räume, Güter und Materialien bisher noch statisch, stehen leer oder sind durch Plexiglas und Absperrband getrennt.

Wie wollen wir JETZT! zusammen leben? Mit dieser Frage eröffnete das Studierendenprojekt der Abteilung die Architektur die Debatte. Aber Wo? Wo sind und entstehen Kommunikationsräume in der Stadt, wenn Nähe Gefahr birgt? Wie zugänglich sind sie, wer kann sie nutzen, und wofür werden sie genutzt? Wie sehen Räume aus, die unserem JETZT! entsprechen? Die Ausdrucksformen ermöglichen, in denen das, was wir als Gemeinschaft sein wollen, neu verhandelt wird? Wie können die Commons unter den gegenwärtigen Umständen sichtbar und nutzbar werden?

Unsere These: Wir müssen die Commons für das JETZT! neu kontextualisieren und nicht neu erfinden. Nutze das Bestehende! Räume, Infrastrukturen und Kreisläufe unserer urbanen Umwelt werden auf ihre unsichtbaren Potentiale untersucht und aktiviert, indem wir umnutzen, überlagern, etwas wegnehmen, hinzufügen, oder es einfach nur pflegen.

STRATEGIE

Make do with the existing, with people, nature, climate, the economy, in order to reinvent, to do more with less.

Making do is about using what we already have. It is about considering the existing as a valuable resource, not as unsatisfactory or constraining.

Each existing situation is an opportunity consisting of elements, qualities, and capacities that can be integrated, reactivated, and reused. Each existing structure offers materials that can drastically reduce the need for new materials. Each site permits invention and imagination.

Anne Lacaton, Make Do.
In: Ilka & Andreas Ruby (Hrsg.), The Materials Book. 2020 S.58ff.

Die Studierenden wurden ermutigt, Anne Lacatons Sichtweise auf die belebte Umwelt zu folgen und in ihren Konzepten nicht nur auf die gegebenen räumlichen Situationen einzugehen, sondern die von einem Ort schon angebotenen Qualitäten produktiv in ihren Entwurf zu integrieren. Gleichzeitig sollten die von den Studierenden geschaffenen Situationen sich auf den durch die Pandemie veränderten Stadtraum beziehen. So kommt es in den Arbeiten der Studierenden zu ephemeren Umdeutungen: Der Pfarrplatz wird mit Hängesesseln im nötigen Abstand bestückt (Hängepartie), sodass man alleine oder in Kleingruppen gemeinsam „abhängen kann“; die Hauswand wird zur Leinwand (CC-Graph), da der Besuch des Kinos unmöglich geworden ist; der Motorenlärm einer vielbefahrenen Straße wird zum Meeresrauschen (Submarine) umgedeutet, da der Urlaub am Strand ausfallen muss; ein öffentlicher Platz wird zum symbolischen Ort

des Zusammenkommens beim Brotbacken (Brojekt), in einer Zeit, in der man seine Mitmenschen im öffentlichen Raum lieber meidet. Die Gesamtschau auf die im Entwurfsprojekt entwickelten „Werkzeuge“ erzählt von den Wünschen und Mängeln unserer pandemischen Gegenwart und wird in Zukunft einmal rückblickend als Zeitdokument zu lesen sein: Welche Spuren hat das gegenwärtige JETZT in den urbanen Räumen und deren Bewohner*innen hinterlassen?

Ludwig Engel, Katharina Weinberger-Lootsma und Clemens Bauder

Das visuelle Jetzt

Heute bin ich Flaneurin in meiner Stadt, in der ich seit Jahrzehnten wohne. Das Flanieren impliziert poetische, ästhetische, kulturelle und soziologische Aspekte zugleich. Ich schlendere durch die Straßen und werde Teil einer emergenten, komplexen Kommunikation – als distanzierte Beobachterin, als Akteurin, die selbst das Geschehen beeinflusst, oder als Seiende in meinen Reaktionen und Gedanken wiederum beeinflusst von dem ästhetischen Panorama, das mich umgibt.

Roland Barthes beschreibt die Stadt als eine Sprache, einen Diskurs. Er skizziert den modernen Menschen, einen Stadtmenschen, als jemanden, der ununterbrochen Zeichen liest. Was kann ich alles lesen? Zeichen, Symbole, Schriften, Farben, Formen, Bilder, Gesten und Verhaltensweisen – es ist laut im visuellen, öffentlichen Raum. Ich lese viel Kommerzialisierung. Informationen über Waren, Dienstleistungen und Veranstaltungen dominieren das Erscheinungsbild, ringen um meine Aufmerksamkeit. Schilder, Plakate, Flyer, digitale Anzeigen, produziert von anderen visuellen Gestalter*innen umgeben mich, erzählen mir Geschichten und nehmen Einfluss auf meine Gedanken, Stimmungen, Werte und Verhaltensweisen. Welche visuellen Geschichten wollen wir erzählen?

Wir Menschen denken viel in Bildern und erleben die Welt als eine mentale Rekonstruktion der Umwelt. W. J. T. Mitchell unterscheidet zwischen den materiellen „pictures“ und den imaginierten „images“. Während pictures angefasst und vom Auge als Objekte wahrgenommen werden, entstehen images innerlich – eine latente Vorstellung, eine vage Stimmung vermischt mit unseren Sehnsüchten. Als visuelle Gestalter*innen sind wir oftmals aufgefordert, diese Erinnerungen wiederum in pictures festzuhalten. Das Repertoire der visuellen Formensprache erlaubt uns ein großes Spektrum an emotionalen Ausdrucksmöglichkeiten. Jede Gestaltung visueller Artefakte und Kommunikationsräume innerhalb unseres Alltagslebens verleiht immer wieder der Frage nach der Eigenheit des Menschen Ausdruck. Jede Gestaltung visueller Artefakte und Kommunikationsräume innerhalb unseres Alltagslebens verrät unsere Sicht auf die Welt und unsere Verortung innerhalb eines komplexen Wertekonstrukts. Mit Hilfe von Farben und Formen versuchen wir abstrakte, innere Sehnsüchte und Empfindungen auf analoge oder digitale Trägermaterialien zu rematerialisieren, ohne jemals objektiv oder präzise sein zu können. Wir werden zu Urheber*innen neuer pictures, welche wiederum neue images und Realitäten in den Köpfen unserer Betrachter*innen erzeugen. Zu welchen neuen (emotionalen) Realitäten laden wir unsere Betrachter*innen ein? Erfüllt unsere Gestaltung einen Zweck, bieten wir Lösungen für Probleme, oder fordern wir unsere Betrachter*innen auf, Fragen über unser Leben zu stellen?

Marianne Pührerfellner